Zeitschrift: Nachrichten der Schweizerischen Vereinigung zur Erhaltung der Burgen und Ruinen (Burgenverein)

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung zur Erhaltung der Burgen und Ruinen, Burgenverein

Band: 17 (1944)

Heft: 6

Artikel: In der Stiftskirche St. Gallen : Ansprache von Prof. Dr. Georg Thürer

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158120

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In der Stiftskirche St. Gallen

ANSPRACHE

von PROF. DR. GEORG THÜRER

gehalten in der Kathedrale von St. Gallen anläßlich der Fahrt des Schweizerischen Burgenvereins in der Ostschweiz (30. September bis 3. Oktober 1944)

Verehrte Freunde unserer Burgen!

Ich heiße Sie hier in einer Hochburg des Geistes willkommen. Es ist eine hohe Stätte in doppeltem Sinn. Wir befinden uns hier in der höchstgelegenen Hauptstadt Europas, zugleich aber auch an einer Stelle, die in der Geschichte unserer Kultur ihre hohe Sendung hatte, kam doch vor rund einem Jahrtausend kein Ort in deutschen Landen dem Stift St. Gallen gleich. In den Geist, der diesen herrlichen Raum schuf, möchte ich Sie einführen.

Die meisten Städte, aus denen Sie hergekommen sind, lassen sich aus der Landschaft erklären. Basel ist die Tochter des Rheins, Genf, Zürich und Luzern verdanken ihre Anlage See und Fluß. Hier in St. Gallen aber suchen Sie vergebens nach einem Hafen und einem schiffbaren Flusse. Die Gründung unserer Stadt kann nicht von der Karte abgelesen werden; sie kam nicht von außen her, sondern von innen und damit von oben. Es war eine Führung des Glaubens, eine Tat des Geistes, der über aller Schöpfung waltet von Urbeginn. Veni creator spiritus! sangen hier die Mönche inmitten einer Anlage, die wirklich der schöpferische Geist aus der wuchernden Wildnis herausgehoben hatte.

Gegen Ende des 6. Jahrhunderts erfolgte von den britischen Inseln aus eine Invasion des Friedens. Dort drüben hatte das junge Christentum die Stürme der Völkerwanderung früh überstanden. Im Bewußtsein, daß solche Gnade der Schonung verpflichte, machte sich

Columban, der Leiter einer irischen Klosterschule, mit zwölf Gefährten zu einer Missionsreise nach dem Festlande auf. Sie gründeten in den Vogesen drei Klöster, wirkten dann am Zürich- und am Bodensee und zogen schließlich nach Italien hinüber. Nur einer von den Zwölfen blieb krank in Arbon zurück. Es war Gallus. Genesen, entschloß er sich zum einsamen Leben. Mitten im Urforst, der vom Bodensee drunten bis an die Säntisfelsen droben reichte, baute er sich eine Zelle. Nach der Legende half ihm dabei ein Bär, das spätere Wappentier von Stand, Stadt und Stift St. Gallen. Was sagt uns diese sinnige Sage? Gewiß, daß der starke Geist die Natur — hier im Bären verkörpert — in ihren Dienst zwingt. Bekehrte wollten die Nähe des Einsiedlers nicht mehr missen. Ihrer zwölf blieben als Jünger beim Meister: der Grund der klösterlichen Gemeinschaft war gelegt. Selbst der tote Gallus wirkte fort. Sein Grab wurde ein alemannisches Volksheiligtum. Aber auch Romanen kamen hierher — die Sprachgrenze mochte damals über diese Hügel da draußen verlaufen. In Chur hatte sich Otmar, der erste eigentliche Abt, seine Bildung geholt; aus Italien stammte die Benediktinerregel, die er dem Stifte gab, denn diese Ordnung des gemeinschaftlichen Lebens atmet den klaren Geist des Ordensgründers, der ein römischer Patrizier war.

Keltisch der Ursprung, germanisch die Großzahl der Brüder, romanisch die Regel, übersonnt vom letzten Licht der Antike, durchglüht vom jungen Christentum — sind wir anmaßend, wenn wir beim Blick auf das Zusammenspiel dieser Kräfte, die doch das ewige Wesen Europas ausmachen, hier über St. Gallen das Frührot abendländischer Kultur aufsteigen sehen?

Wie soll ich Ihnen nur jenes goldene Zeitalter vor tausend Jahren in wenigen Worten schildern! Jedenfalls bitte ich Sie, den Goldrahmen wegzulassen. Das Stift im Hochtal der Steinach war nicht der Inbegriff eines Idylls. Auch dieses Europa im Kleinen hatte seine östliche Gefahr. Als Erforscher des mittelalterlichen Befestigungswesens wissen Sie, daß die Großburgen der ersten mittelalterlichen Städte im Kampfe gegen die Ungarn angelegt wurden. Auch die Ummauerung unserer nun tausendjährigen Stadt St. Gallen steht in diesem Zusammenhang. Als das Reitervolk aus der östlichen Steppe die Häuser der Gastwirte, Händler, Handwerker und Bauern, die sich rings um den Wallfahrtsort angesiedelt hatten, einäscherte, wünschten die Brandgeschädigten der „villa Sancti Galli", künftig in den Mauerring des Klosters einbezogen zu werden. Das Stift entsprach ihrer Bitte. Es war zwar dem Ungarnsturm von 926 entgangen; elf Jahre später aber war die Siedlung mit etwa 40 Firsten einem von Schülerhand entfachten Brande zum Opfer gefallen. Die Wehranlage blieb aber notgedrungen unvollkommen, denn von den nahen Hügeln konnte St. Gallen leicht überhöht und beschossen werden. Die Hügelkronen ringsum selbst zu befestigen — wie es z. B. Genua tat — kam nicht in Frage; es fehlten die Mittel, es hätten der Kleinstadt aber auch die Menschen zur Bemannung eines so weitläufigen Festungsgürtels gefehlt.

Trotz aller Heimsuchungen gedieh das Stift gerade damals zu einzigartiger Blüte. Die Not schien die wahren Kräfte zu fördern. Das „Media vita in morte sumus", das über den nahen Schluchten, am Rande steter Gefahr erklang, war eine Erkenntnis und eine Erfahrung der St. Galler Mönche. Ihre Kultur war abgerungenes Gut. Ora et labora! Das Gebet bot den Halt, das Werk bahnte den Weg. Die Hochburg hielt stand und wurde der Seele zum Heim. Stellen Sie sich eine Gemeinschaft von über hundert Mönchen vor, die dreihundert Zöglinge in einer Schule vereinigen, welche als Vorform unserer Universitäten angesprochen werden kann. Fürsten schickten ihre künftigen Beamten, ja selbst ihre Söhne hierher. Und wenn unlängst unsere Handels-Hochschule St. Gallen sich eine verwaltungswissenschaftliche Abteilung angliederte, so greift sie damit auf eine früh-st. gallische Tradition zurück. Die Benediktiner nahmen das Liebesgebot werktätig ernst. Ein Krankenhaus samt einer Art Armenheim gehörten zur Anlage, die auch einen Heilkräutergarten umfaßte und den Bauern in der Runde wohl auch als Landwirtschaftliche Versuchsanstalt diente. Rund 200 Diener gehörten zur Werkgemeinschaft. Tausend Brote – so meldet der Chronist – konnten im Backofen auf einmal gebacken werden. Fürwahr ein großes Männerdorf, das indessen wahrhaftig nicht vom Brote allein lebte!

Wie gern möchte ich nun die größten Gestalten beschwören! Allein was vermöchten meine Worte, wo Sie bereits in der Stiftsbibliothek drüben die Bilder und Bücher ansprachen. Ein Prachtbuch zu malen, war beinahe ein Lebenswerk. Wir begreifen es, daß der Schreiber, der seinen letzten Punkt setzte, den letzten Engel mit Gold tupfte, dem Dieb seines Buches Pest und Tod ins Gebein wünschte. Ob der Fluch bannte — jedenfalls blieben die pergamentenen Schätze dergestalt beisammen, daß Sie schon in den Vatikan gehen müßten, um auf dem Kontinent schönere Buchmalerei zu erschauen. Die alt-st. gallische Musik,

über deren Neumen und vierzeilige Notenschrift Sie sich wohl beugten, sollten Sie hören können. Hier lebte Notker Balbulus, der erste Komponist deutscher Sprache, den wir mit Namen kennen, in dem sich die künstlerische Begabung wie ach so häufig mit nervöser Überempfindsamkeit paarte. Ein Glück, daß der oft bespöttelte Stotterer einen baumstarken Freund hatte. Es war der Hüne Tutilo. Er verkörperte unsern alemannischen Volksschlag: derb, ja grob nach außen, inwendig aber ein gutes Kind und ein Künstler obendrein. Sie kennen ihn bereits als Elfenbeinschnitzer. Den Musiker und Dichter in ihm aber dürfen Sie nicht überhören. Hier wurde zum ersten Male im Ostergottesdienst die Bibelstelle von den drei Frauen und dem Engel am leeren Grabe mit verteilten Rollen gesungen, so daß St. Gallen die Wiege des christlichen Mysterienspieles wurde. Die Stiftsbibliothek birgt auch das erste Weihnachtsspiel in deutscher Sprache, die berühmteste Handschrift des Nibelungenliedes befindet sich ebenfalls hier. Die Abtei war indessen neben der Sammlerin auch Schöpferin. Althochdeutsches und lateinisches Kulturgut befruchteten sich gegenseitig. In der ottonischen Renaissance entstand das Waltharilied, ein germanisches Heldenepos in virgilischen Hexametern. Notker Labeo übertrug antike Klassiker in ein volltönendes Deutsch, dessen Abstracta er zum Teil erst schaffen mußte. Für punctum setzte er „stupf", für terminus „marha", für quadratum „ebanlangsitiu viera". Schade, daß die Reihe der Chronisten Ratpert und die Ekkeharde, Latein schrieben. Erst Christian Chuchimeister, dem unsere Burgengeschichte unschätzbare Hinweise verdankt, setzte die St. Galler Chronik in deutscher Sprache fort und bezeugte, wie der Bürger dort in die Lücke trat, wo der Mönch versagte, denn zur Zeit der Gründung der Eidgenossenschaft erklärten im Stifte, ehedem der klassischen Stätte der Buchkunst bei einem Streite sowohl Abt als Gegenabt, daß sie des Schreibens so wenig mächtig seien als andere Mönche.

Mannigfach sind die Gründe, die im Spätmittelalter zum Niedergang des Klosters führten. Der Streit zwischen Kaiser und Papst hinterließ eine allgemeine Verweltlichung. Die Klöster waren „Adelsherbergen" geworden, d. h. Versorgungsstätten der jüngern Rittersöhne. Der innere Ruf fehlte, die Lust zur Leistung nicht minder. Daher zerfiel die Zucht, mit ihr das Ansehen und damit das innere Anrecht, das Umland zu beherrschen. Daher lösten sich in den Appenzellerkriegen die Stadt St. Gallen und das Bergvolk von der mit Österreich verbundenen Abtei, die derart zerrüttet wurde, daß nur ein einziger Bruder übrig blieb.

Es ist bezeichnend, daß der Wiederanstieg von einem Abte bürgerlicher Herkunft geführt wurde. Uli Rösch war ein trefflicher Haushalter. Er sparte, um kaufen zu können. So erwarb er das Toggenburg und lehnte sich klug an die erstarkende Eidgenossenschaft an, deren erster zugewandter „Ort" die Abtei geworden war, ohne daß der Abt deswegen aufhörte, ein Reichsfürst zu sein. Nicht umsonst begann die Inschrift auf dem Grabmal dieses Renaissancemenschen, der Bauten und Bücher liebte, mit der Frage: „Zweifelnd stehe ich an: nenn' Mönch oder Herrscher ich Ulrich?"

Bei seinem Tode waren die beiden bedeutsamsten St. Galler, Zwingli zuoberst im neuerworbenen Toggenburg und Vadian in der nahen Stadt, siebenjährig. Herangewachsen, führten diese hochgebildeten Männer in der Ostschweiz die Reformation durch, die das Stift durch den Bildersturm verwüstete, ja für kurze Zeit ausschaltete. In der Gegenreformation aber, als die Mahnungen Carlo Borromeos beherzigt wurden, erstarkte das Stift innerlich und äußerlich, so daß es auch den Toggenburgerkrieg zu überstehen vermochte. Die Schule erwarb neuen Ruhm. Weitblickende Äbte erwiesen sich als Bauherren von hohem Rang. Der Glanz erwies sich aber als Spätrot. Die neue Zeit sprach um die vorletzte Jahrhundertwende dem geistlichen Fürsten sein Herrenrecht ab. Sein letzter Vogt im Toggenburg, Karl Müller v. Friedberg, übernahm die Führung des neuen Kantons, in dem der äbtische Landbesitz aufging. Im Jahre 1805 hob der — mehrheitlich katholische — Große Rat im ehemaligen „Fürstensaale" das Stift auf. Später wurde ein Teil seiner Gebäude als Bischofssitz wiederum zur kirchlichen Mitte der katholischen Ostschweiz.

Gerne würde ich die Spätblüte des Klosters unter den großen Äbten Coelestin II. und Beda dem Gütigen eingehend würdigen. Lassen Sie mich in der drängenden Zeit wenigstens noch eines für alles nennen, besser gesagt weisen: dieses Bauwunder, das uns umgibt und erfüllt.

Diese großartige Kathedrale ist das fünfte Gotteshaus an dieser Baustätte. Auf das rohgezimmerte mit Schilf und Tannzweigen bedeckte Bethaus von Gallus (7. Jahrh.) folgte die Steinbasilika Otmars (8. Jahrh.). Abt Gozbert errichtete um 830 nach dem heute noch erhaltenen Idealplan die berühmte Anlage, die seit der karolingischen Zeit auch bei Neubauten wegleitend blieb, bis ihr im 15. Jahrhundert durch das gotische Chor des teilweise verbrannten Münsters ein neues Gesicht verliehen wurde. Ja, im Grunde wirkt

ein Baugedanke jenes Planes bis in diese Schöpfung des Barocks herein, die 1755—69 unter den Äbten Coelestin II. und Beda erstellt wurde. In ihrem Dienst schuf Giovanni Gaspare Bagnato seinen Entwurf, den Peter Thumb, ein Meister der Voralbergerschule selbstschöpferisch verwendete, während Michael Beer die Turmfassade anschloß. So entstand die „kühnste und eleganteste aller Raumschöpfungen des schweizerischen Barocks", wie Linus Birchler dieses Werk auszeichnete.

Fragt man den Einsiedler Kunsthistoriker, was denn das Besondere dieser Kathedrale sei, so weist er darauf hin, daß hier die uralte romanische Doppelchörigkeit als Bauprinzip einer Rokokoschöpfung verwendet wurde. An Stelle der heutigen Orgelempore trat früher das Otmars-Chor deutlicher hervor. Seinetwegen konnte die Westfassade nicht zur gewaltigen Portalfront ausgebaut werden. Da man aber nach barockem Bedürfnis auf die Fassade nicht verzichten wollte, schuf man sie als gewaltiges Schaustück auf der Ostseite. Der Bildhauer Josef Anton Feuchtmayer stand dem Architekten meisterlich zur Seite, als es galt, die Flächen zu lockern, ja zu bewegen. Wie zwei „flammende Riesenkerzen" wirken die schwungvollen Standbilder der Heiligen Mauritius und Desiderius und heben unsern Blick empor zum Relief von Mariens Krönung im Giebelfeld des vorgewölbten Mittelteils. Die gleiche Hand, die dem Sandstein solche Bewegung entlockte, zauberte aus dem Holze auch die Beichtstühle und das Chorgestühl dieses Raumes, in den Sie durch eine sehr bescheidene Türe in einer sehr nüchternen Längsmauer eingetreten sind.

Und nun diese Pracht! Der Barock liebte die Häufung seiner Mittel, die Überraschung. Wir staunen ringsum. Fortgezaubert scheint die Schwere der Mauern, die Steife aller Geraden. Der Raum selbst ist durchstoßen. Das Deckengemälde über uns vergönnt uns auch an diesem Regentag einen Blick ins himmlische Blau. Wenn irgendwo, so sind Malerei und Bildhauerei hier Schwesterkünste geworden: sie wirken derart zusammen, daß nur der geübte Blick unterscheidet, wo die Plastik aufhört und das Bild einsetzt. So überhöhte der Künstler Christian Wenzinger den Raum. Seine Meisterschaft vermag man zu ermessen, wenn man die Leistung eines minderen Könners, des Zeichenlehrers Orazio Moretto dagegen hält. Urteilen Sie selbst: erscheint infolge seiner nüchternen klassizistischen Bilder das Chor nicht niedriger als das Gewölbe des Langhauses?

Immer noch, immer wieder sind Sie befangen von dieser kreisenden Pracht. Ihr Schwung bezieht die Seitenschiffe in den Zentralraum ein, der hier so weit ausholt, daß er die Seitenwände ausbuchtet. Aus dem Schwung wird Schwingung. Musik zittert durch den hohen, lichten Raum.

Hören Sie aus dieser vom hohen Sims herabgespielten Musik immer wieder das Lob Gottes, der durch den Menschengeist die wilde Natur zu solcher Kunst veredeln ließ. Und hoffen wir, daß diese Stätte, diese Stadt, deren gerngesehene Gäste Sie sind, allezeit eine Heimat des christlichen Glaubens bleibe, dem jedes Europa das beste Teil seiner Seele verdankt. Wir hoffen gemeinsam auf ein neubauendes Europa. Der Zerstörung ist übergenug. Denn Sie wissen als Burgenforscher, daß Ruinen erst die Freude der Nachfahren, nicht der Betroffenen sind. Leisten wir daher unsern Beitrag, wenn es gilt, Europa wiederum als Hochburg des Geistes aufzubauen.